

Anti-giskriminierungszentrum Memorial



Verwischte Spuren der Erinnerung entdecken



Sankt Petersburg
2010

Eine Gruppe von Roma-Studenten aus Russland und Studenten aus Deutschland besuchten Orte, die mit der Massenvernichtung an Roma und Sinti durch die Nationalsozialisten im Zweiten Weltkrieg in Zusammenhang stehen. Dies waren die Festung Brest in Weißrussland, das Museum des Warschauer Aufstands und die Gedenkstätte Auschwitz in Polen, das Holo-caust-Museum in Moskau, ein Ort der Hinrichtungen der Roma in Smolensk und Pskow in Russland. Die Studenten trafen sich mit Historikern, die sich mit dem Völkermord an den Roma auseinandergesetzt hatten und nahmen außerdem Berichte tragischer Ereignissen von Zeitzeugen auf. Die Reise endete mit einem Seminar in St. Petersburg.

Die Reiseroute der Fahrt



2010 führte das Antidiskriminierungszentrum Memorial das Projekt „Der NS-Völkermord an den Roma – verwischte Spuren der Erinnerung entdecken“ durch. Dies geschah in Partnerschaft mit dem Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma (Heidelberg) sowie der Unterstützung von der deutschen Stiftung EVZ „Erinnerung, Verantwortung, Zukunft“.

GESCHICHTSWERKSTATT
EUROPA

FUNDED BY:
evz
STIFTUNG
ERINNERUNG
VERANTWORTUNG
ZUKUNFT

SUPPORTED BY:

Institute
for Applied
History

Die Reiseroute und die Projektteilnehmer



Maria Belova – Magisterstudentin der Staatlichen Universität Smolensk hat vor, ihre Dip-lomarbeit in Volkswirtschaftslehre zu verteidigen und Wissenschaft und Beruf zu verbinden. Darüber hinaus interessiert sich Maria für die Einhaltung der Rechte von Roma, besonders im Bildungsbereich. *“Wir haben viel über den Holocaust gehört. Wohingegen über den Völkermord an Roma und Sinti auf nationaler oder internationaler Ebene selten gesprochen wird, dies betrifft vor allem Russland. In Europa gibt es Denkmale für ermordete Sinti und Roma an den Massengräbern, während dies in unserem Land kaum der Fall ist. Das ist eine wichtige Tatsache, die von öffentlichen Einrichtungen thematisiert werden muss.”*

Ivan Koslov - Student der Filiale der Offenen Sozialuniversität Moskau in Pskow. Ivan plant eine soziale Organisation in Pskow zu gründen, die der Roma-Bevölkerung Rechtshilfe leistet. *“Ich bin froh, dass ich das alles mit meinen eigenen Augen gesehen habe - diese Öfen, die Baracken... Ich hatte darüber so viel gehört und jetzt hab ich es gesehen und gefühlt - welche Schmerzen die Menschen erlitten, Juden, Polen, Zigeuner und Russen. Das ist schwer, unvorstellbare Prüfungen... Als während der Führung die Sirene losging, fühlte ich mich an den Warschauer Aufstand erinnert, es schien mir, als wäre ich 70 Jahre zurück versetzt worden, in die Kriegszeit und ich würde mich selbst in einer Baracke befinden ...”*



Khariton Simon – Student der Staatlichen Pädagogischen Universität Pskow, mit der Fach-richtung soziale Arbeit. Khariton arbeitet als Erzieher an einem Internat für Waisenkinder und will eine Vorschuleinrichtung für Roma-Kinder und Kinder aus armen Familien gründen. *“An den Besuch der Gedenkstätte Auschwitz werde ich mich mein Leben lang erinnern. Mir ist das Herz vor Schrecken stehengeblieben. Roma litten in diesen schrecklichen Lagern, ihre Qual, Schmerz, Folter, die medizinischen Experimente, die an ihnen verübt wurden ... Ich denke, wir alle haben schon einmal das Gefühl der Ausweglosigkeit erlebt ...”*

Glafira Frolenkova - Studentin der Staatlichen Pädagogischen Universität Moskau. Glafira will Anwältin für Zivilrecht werden. Sie interessiert sich für Menschenrechtsfragen. *“Wenn man nach Auschwitz kommt, ist man umgeben von Baracken und Stacheldraht und wird in eine Atmosphäre des Bösen und der Misshandlung von Menschen eingetaucht. Ich fühlte nicht nur eine Zugehörigkeit zu den Roma, sondern auch eine Solidarität mit all jenen, die Faschismus und Rassismus entgegengetreten.”*

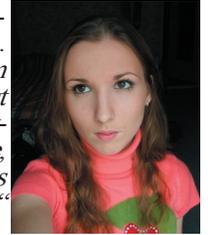


Anton Abramemok - Student der St. Petersburger Staatlichen Universität für Informations-technologien, Mechanik und Optik, Fachrichtung: Angewandte Optik. *“Im Museum Auschwitz-Birkenau berührten mich der Lagerraum für Kinderkleider und die Frauenhaare am stärksten... Auch die ängstliche Haltung des polnischen Volkes, um die Ereignisse des Warschauer Aufstands, prägte sich mir ein. Um das Ausmaß der Tragödie zu verstehen, sollte jeder dieses Museum mit eigenen Augen sehen.”*



Patrick Wielowiejski - Student der Humboldt Universität Berlin. Patrick engagiert sich in der ehrenamtlichen Organisation American Field Service, die sich für Schüleraustausch weltweit einsetzt. Er ist für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste aktiv und übernimmt Museums-dienste im Schwulen Museum in Berlin Kreuzberg. Patrick interessiert sich für Beziehungen europäischer Staaten, das historische Gedächtnis, Antidiskriminierung und die sexuelle Selbstbestimmung.

Christina Krawtschuk - Absolventin der Russischen Zollakademie. Sie möchte in einem Zweitstudium Journalistik studieren. *“Im Museum des Warschauer Aufstands ist die Ausstellung so aufgebaut, dass beim Besucher das Gefühl entsteht, als würde er in die tragische Vergangenheit versetzt. Legt man das Ohr an die Wand, hört man die Geräuschkulisse des Krieges. Der Ausstellungsteil “Saal des kleinen Aufständischen” berührte mich bis in die Tiefen meiner Seele, sogar Kinder leisteten Widerstand gegen die Eroberer und halfen Erwachsenen! Das war nicht einfach Krieg, es war der schrecklichste Krieg der Menschheitsgeschichte.”*



Dorothea Faßlrunner – ist Medizinstudentin der Universität Leipzig. Im Jahr 2008 arbeitete Dorothea in einer Roma-Schulklass im Leningrader Gebiet, sie führte mit Kindern kreativen Unterricht und Sprachunterricht durch und besuchte Roma-Siedlungen, wo sie Kinder auf die Schule vorbereitete. Das Ziel dieser Arbeit war es, Roma-Kinder in die Schule zu integrieren. Seit Dorothea aus Russland zurückkehrte, setzt sie sich weiterhin für den Schutz der Rechte von Roma-Gemeinschaften in ganz Europa ein.

Philip Schwarz - Student aus Deutschland. *“Das Wichtigste ist zu verstehen, wie es passiert ist, wie es zu Faschismus und Genozid kommen konnte. Damit man weiß, wie es etwas in Zukunft verhindert werden kann und wie die Entwicklung eines solchen Prozesses zu stoppen ist. Ich glaube, dass solche Projekte dazu beitragen, dass Menschen eine Verbindung zueinander aufbauen, Menschen verschiedener Nationalitäten, was sie wiederum stark motiviert, sich dem Faschismus in ihren Ländern zu widersetzen.”*



Iljana Beresowskaja – eine Studentin des Staatlichen Polytechnischen Instituts in Pskow. Iljana sieht sich selbst als Unternehmerin und möchte ein kleines Familien-Kaffeehaus eröffnen. *“Die Gefühle und Eindrücke lassen sich nicht mit Worten wiedergeben. Für mich ist kein Museum, kein Buch und keine Erzählung einer Führung vergleichbar mit einem Besuch in Auschwitz. Im ersten Moment stürzte ich in die schreckliche Stimmung des Lagers. Ich spürte den Schmerz und die Angst der Gefangenen physisch. Es fiel mir schwer zu atmen, mein Herz stockte. Wir, die modernen wohlhabenden Leute beschwerten uns immer über unser “schwieriges” Leben und denken nicht darüber nach, was es für diejenigen, die in diesem Lager waren, bedeutete. Die Grausamkeit der Nazis geht nicht in meinen Kopf: es waren keine Menschen – sondern Dämonen, Bestien ...”*

Anastasia Seregina - Absolventin der Orlovskij Akademie für öffentliche Verwaltung (Zweig-stelle Smolensk), im Fachbereich: Kredit und Finanzen. Während unserer Reise interessierte Anastasia insbesondere die Möglichkeit, mehr über das tragische Schicksal der Roma in der Region Smolensk zu erfahren, wo ihre Familie lebt.



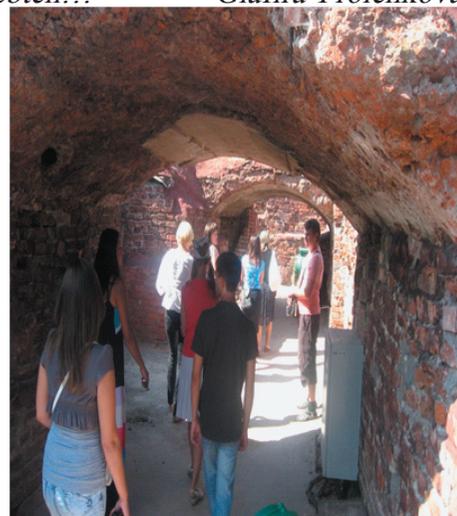
BREST



Im Folgenden weitere Zitate der Projektteilnehmer zu den einzelnen Stationen der Reise Brest Der Denkmalkomplex "Heldenfestung Brest" Während des Krieges wurden Sinti- und Romahäftlinge über Brest aus den Lagern Lettlands in die Konzentrationslager in Polen und Deutschland deportiert. "Nach dem Besuch des Museums empfand ich ein erstaunliches Gefühl des Stolzes auf die Menschen, die hier bis zum letzten Blutstropfen gekämpft haben. Betritt man durch die Tore die Festung, werden Musik und Radioansagen über den Einmarsch der deutschen Truppen hörbar. Man kann sich vorstellen, was die Verteidiger erlebten und es wird einem bewusst, dass die meisten von ihnen das Kriegsende nicht mehr erlebten..." Glafira Frolenkova



Projektteilnehmerin in Brest



Warschau: Museum des Warschauer Aufstands



"Im Museum nahm uns die schwere Atmosphäre der Kriegszeit gefangen. Die Ausstellungsgegenstände und Filme vermitteln einen Eindruck des tragischen Warschauer Aufstands und zeugen von dem Mut des polnischen Volkes."

Khariton Simon

Die Gedenkstätte des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau

An den Völkermord der Roma und Sinti wird in Europa selten erinnert, dennoch wird eines denkwürdigen Datums jährlich feierlich gedacht: der schrecklichen Tragödie, die sich in der Nacht vom 02. auf den 03. August 1944 ereignete, als im KZ Auschwitz das gesamte Roma-Lager ausgelöscht wurde. Mehrere tausend Menschen kamen in den Gaskammern um oder wurden in den Krematorien verbrannt. „Auschwitz wird damit zum Sinnbild für das Ausmaß und die Systematik des Genozids. Die Nazis vernichteten Häftlinge wie Müll, wie Material. Wie ist es möglich, dass sich Menschen an Massentötungen gewöhnen? Ich brauche mehr Zeit, um all das zu begreifen.“

Patrick Wielowiejski





Eines der Krematorien vom KZ Auschwitz I konnte von den Nazis nicht mehr zerstört werden, daher ist es noch heute zu besichtigen. In der Regel wurden Gaskammer und Krematorium kombiniert. Hier wurden die Leichen verbrannt, nachdem ihnen zunächst die Kleider abgenommen und Haare sowie Goldzähne entfernt wurden. Wie Henrik Tauber, ein Mitglied des Sonderkommandos, der in den Krematorien arbeitete, erinnert sich: *“Wir verbrannten die Körper von Kindern zusammen mit denen von Erwachsenen. Zuerst legten wir zwei Erwachsene hinein und dann so viele Kinder dazu, wie in einen Muffelofen passten. Manchmal passten bis zu fünf oder sechs Kinder hinein.”*

“Am schockierendsten war für mich der Besuch von Birkenau. Warum weine ich nicht? Vielleicht war ich einfach nicht in der Lage, diese schrecklichen Informationen aufzunehmen? Kann ich mir das Leiden der Menschen annähernd vorstellen? Was soll ich als Deutsche fühlen? Mich ergriff das Entsetzen, als ich erfuhr, wie Ärzte mit den Häftlingen umgegangen sind. Mir kam der Gedanke, ob sich ein Mensch tatsächlich daran gewöhnen kann Leichen und die Angst in den Augen eines anderen Menschen zu sehen? Wie konnten Menschen ihre Gefühle einfach “abschalten”? Ich erkannte, welche Gefahr darin für die Zukunft liegt.”

Dorothea Faßbrinner

In Block-13 befindet sich die Dauerausstellung *“Nationalsozialistischer Völkermord an Sinti und Roma.”* Sie wurde 2001 eröffnet, am 57. Jahrestag der Auslöschung des sogenannten Zigeuner-Lagers in Auschwitz. Ungefähr 3000 Sinti und Roma wurden in den Gaskammern umgebracht.

Die Ausstellungseröffnung ist ein gemeinsames Projekt des Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma in Heidelberg, des Staatlichen Museums und der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau. Die Ausstellung besteht aus drei Teilen: einem allgemeinen Überblick über die Geschichte der Roma in Europa von 1933 bis 1945, dem Völkermord an Roma in den von Nationalsozialisten besetzten Gebieten und der Geschichte der Vernichtung der Roma in dem Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau. Mithilfe der Beteiligung vieler Roma-Organisationen, konnte durch ihre historischen Untersuchungen eine Reihe von Archivmaterial und Fotografien zusammengestellt werden, die das Ausmaß des Völkermords an Roma und Sinti in den Jahren des Nationalsozialismus in Europa zeigen.

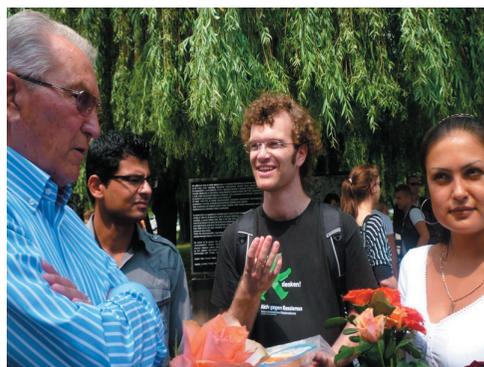
Eines der schrecklichsten Verbrechen der Nationalsozialisten sind die medizinischen Experimente, die in fast allen großen KZ an Häftlingen durchgeführt wurden. Eine traurige Berühmtheit erhielt der grausame Arzt Josef Mengele, der Experimentator mit dem Spitznamen *“Dr. Tod”*. Auf einem Bild, wird er mit Opfern seiner Experimente dargestellt, zwei Roma-Kindern, Zwillinge.



“Wir waren geschockt von allem was wir gesehen und gehört hatten! Wir gingen mit Tränen in den Augen raus. Der einzige Impuls war, weglaufen zu wollen, sich verstecken oder fliehen zu müssen! Gleichzeitig dachte ich daran, dass ich anderen davon erzählen muss, dass sie an das Leid der Menschen, die in Auschwitz umgekommen waren, erinnert würden! “



Glafira Frolenkova
Projektteilnehmer des Projekts „Der NS-Völkermord an den Roma – verwischte Spuren der Erinnerung entdecken“ an dem Denkmal für ermordete Sinti und Roma in Auschwitz.



Herman Höllenreiner (links), ehemaliger minderjähriger KZ-Häftling und überlebender von Auschwitz. Unlängst wurde das Buch „Zeugen des Holocaust“ mit der Lebensgeschichte Hermann „Mano“ Höllenreiners veröffentlicht. Hermann Höllenreiner, ein ehemaliger Häftling, der als Minderjähriger in Auschwitz inhaftiert war, kam mit der deutschen Delegation ebenfalls zur Eröffnung des Denkmals.

Als er erfuhr, dass Teilnehmer unserer Gruppe Roma aus Russland sind, bot er an, sich mit uns zu treffen und erzählte folgendes:
„Im Sommer 1943 wurde meinen Eltern befohlen, von München nach Polen zu fahren, nur weil sie den Sinti angehören! Wir waren an die hundert Menschen, also die ganze Verwandtschaft mütterlicher- und väterlicherseits. Alle fuhren wir in einem Waggon. Keiner von ihnen wusste warum und wohin sie führen, geschweige denn was sie erwarten würde. Dabei waren meine beiden Onkel Offiziere der deutschen Wehrmacht, die auch auf der Fahrt die Uniform der deutschen Wehrmacht trugen. Auch mein Großvater war für Deutschland in den Krieg gezogen, als Kriegsveteran des Ersten Weltkrieges zierten seine Uniform Orden und Auszeichnungen, die ihm für seinen Mut und die Tapferkeit verliehen worden waren. All dies galt nun nichts mehr und rettete unter dem Nazi-Regime keinem von ihnen das Leben. Ein jeder in diesem Zug war nun gleich, ob mit Medaillen Ausgezeichnete, Schwangere oder Kinder, alle galten als „lebensunwert“ oder als „rassisch minderwertig“. Sinti und Zigeuner bedeuteten für die Nazis eine Gefahr für die Reinheit der arischen Rasse.

Als der Waggon überfüllt und mit den infolge von Hitze, Hunger und Durst sterbenden Insassen nach zwei Wochen in Auschwitz ankam, fielen an die hundert tote Menschen heraus, die die Fahrt nicht überlebt hatten. Sie kamen direkt in die öfen des Krematoriums. Die noch Lebenden erhielten eine Nummer auf die Hand tätowiert, Säuglingen auf den Oberschenkel, da die Nummer nicht auf die winzigen Händchen passte. Wir wurden sofort geschlagen, Eltern vor den Augen der Kinder allein wenn wir Befehle nicht ausführen konnten, z. B. nicht sofort stramm standen. Sie beleidigten uns auch ständig – bis dahin war mir gar nicht bewusst, dass Zigeuner ein Schimpfwort sei. In jeder Baracke, die die Häftlinge mit ihren eigenen Händen erbauen mussten, wohnten bis zu 400 Menschen. Es gab weder Toiletten noch Trinkwasser. Wir tranken, was wir vom Regen auffangen konnten oder direkt aus den matschigen Pfützen, das führte dazu, dass bald alle an Typhus und der Ruhrkrankheit erkrankten. Es kam vor, dass jemandem die Kraft nicht ausreichte, die Barackentür zu öffnen, um seine Notdurft zu verrichten und einfach auf der Schwelle liegen blieb und starb. Jeden Morgen um vier Uhr wurden wir zum Apell aufgerufen, barfuß und halbnackt, mussten wir Folge leisten, egal bei welchem Wetter. Zum Mittagessen gab es verfaulte Rote Beete. Ich esse bis heute keine Rote Beete, egal wie sie zubereitet wird. Ein halbes Jahr später, es war bereits Winter, bekamen die Häftlinge Decken, auf denen so viel Läuse wimmelten, wie ich es nie wieder in meinem Leben sah. Jemand sagte, dass Doktor Mengele mit Absicht diese Decken ausgegeben hatte, um die Widerstandsfähigkeit der ‚Zigeuner‘ gegen Krankheiten, die von Läusen übertragen werden, zu überprüfen. Mengele war im Lager bereits bestens bekannt, an Kindern von Juden und ‚Zigeunern‘ führte er unzählige Experimente durch, besonders häufig an Zwillingen. Ich er-innere mich, wie Mengele meine Zwillingbrüder zwang aus 10 Metern Höhe zu springen, um zu beobachten, wie sie sich die Knochen brachen und die Wirbelsäule sich deformierte. Bei mir selbst war die ganze Brust übersät von Einstichen. Die SS-ärzte führten unter der Leitung von Mengele häufig irgendwelche Injektionen durch, von denen danach der ganze Körper schmerzte. Ich war damals zehn Jahre alt, aber sie zwangen uns zur Arbeit. Zusammen mit meinen Brüdern mussten wir Leichen aufstapeln, bevor diese in den Krematorien verbrannt wurden oder SS-Männern die Stiefel putzen. Im Sommer 1944 wurde ein Teil der Häftlinge des Zigeunerlagers in verschiedene Konzentrationslager geschickt. Hermann, sein Vater, die Mutter und seine Cousins kamen zunächst nach Ravensbrück, später nach Sachsenhausen. Eine Szene, die sich in diesem Lager abspielte, werde ich mein Leben lang nicht vergessen. In der Baracke, die einem Käfig glich und in der sich jugendliche und erwachsene überlebende befanden, wurden sie gezwungen Falschgeld herzustellen. Ein sechzehnjähriger Junge fing eine Ratte und wollte sie kochen. Als ein SS-Offizier dies sah, befahl er dem Jungen die Ratte bei lebendigem Leib zu essen. Er konnte sich nicht überwinden, da entwischte ihm die Ratte und sprang ihm ins Gesicht, biss sich fest und zerkratzte ihn. Der SS-Offizier schoss auf den blutenden Jungen. Ich stand neben ihm und spürte wie das Blut auf mich spritzte. Es ist als ob ich es bis heute auf meinen Armen sehe. Im April 1945 wurden die Häftlinge des Konzentrationslagers auf den Todesmarsch in unbekannte Richtung geschickt.“

Hermann Höllenreiner mit den Projektteilnehmern.



In Auschwitz trafen die Studenten Romani Rose, Leiter des Dokumentations- und Kulturzent-rums Deutscher Sinti und Roma (Heidelberg).



Romani Rose berichtet:
“13 Familienghörige meiner Familie kamen in Auschwitz und Ravensbrück um. Ich fühle mich verpflichtet, mich für eine Geschichtsschreibung die den Geschehnissen gerecht wird, einzusetzen. Viele Jahre bekannte sich die deutsche Regierung nicht zum Genozid an Roma und Sinti im Zweiten Weltkrieg. Der Völkermord an Juden wurde bereits im Jahr 1949 anerkannt, Amerika, Großbritannien, sogar die Sowjetunion hatten sich dafür eingesetzt, aber niemand wollte den Mord an Sinti und Roma anerkennen. „Wer Juden nach 1949 öffentlich beleidigte, wurde streng dafür bestraft“, erzählt Romani Rose und berichtet, dass hingegen für die Beleidigung von Sinti und Roma niemand bestraft wurde, im Gegenteil, die deutsche Bürokratie habe weiterhin auf der Grundlage von Dokumenten, die noch aus der Zeit Hitlerdeutschlands Mitte der 30er-Jahre stammen, gearbeitet. Das tragische Schicksal der Roma und Sinti wurde auf europäischer Ebene zum ersten Mal von zwei Soziologen aus Großbritannien thematisiert. Im Jahr 1972 veröffentlichten Donald Kenrick und Grattan Puxon das Buch „Das Schicksal der Zigeuner im NS-Staat“. Sie begannen, Wissenschaftler und wichtige Personen des öffentlichen Lebens um sich zu sammeln und es gelang ihnen, die Aufmerksamkeit in Europa auf den Massenmord an Sinti und Roma zu lenken. Dank der Bemühungen von Wissenschaftlern, Anwälten und gemeinnützigen Organisationen, siegte die Gerechtigkeit: Am 17. März 1982 unterschrieb der Bundeskanzler der BRD ein Dokument, das den Völkermord an Roma und Sinti als solchen anerkennt. Heute gibt es in Deutschland eine echte Demokratie, eine kritische Presse und keinen bürokratischen Rassismus. Auch wenn Roma und Sinti heutzutage neuen Schwierigkeiten gegenüberstehen, hat sich Deutschland zumindest zum Genozid an ihnen offiziell bekannt“.

MOSKAU



Die Studenten trafen den renommierten Tsiganologe Nikolai Bessonov. Zum 65. Jahrestag des Sieges über den Faschismus veröffentlichte er das Buch “Die Tragödie der Roma und Sin-ti – von 1941 bis 1945. Band 2: bewaffneter Widerstand”. Wesentlich ist für den Autor, dass das Thema “Zigeuner und Krieg” nicht nur auf den Genozid an Roma und Sinti beschränkt wird. Es ist kein Zufall, dass er zunächst die Materialien veröffentlicht, aus denen die Beteiligung der Roma am Widerstand gegen die Nazis hervorgeht, sowohl in der regulären Armee, als auch in Partisaneneinheiten. Zum ersten Mal wurden einem breiten Publikum einzigarti-ge Fotografien und Dokumente der Kriegszeit zugänglich gemacht, anhand von Erinnerungen und Zeitzeugenaussagen der tragischen Ereignisse des 20. Jahrhunderts“.

St. Petersburg



Die Studenten, die die europäischen Gedenkstätten für die Opfer der Roma und Sinti besucht hatten, nahmen an einem Abschlusssseminar teil. Hier wurden Erfahrungen ausgetauscht und die gesammelten Interviews mit Zeitzeugen diskutiert, sowie Pläne für künftige Veröffentlichungen geschmiedet. Die Studenten waren sich in

einem Punkt alle einig: in Russland verblasst die Erinnerung an die Roma, die dem Nationalsozialismus zum Opfer fielen. Es muss mit aller Kraft etwas gegen das Vergessen unternommen werden, einschließlich der Suche nach Gräbern von Roma-Opfern der Nationalsozialisten auf russischem Territorium. Das Treffen mit Romani Rose, der sich lange für die Anerkennung des Völkermords im Zweiten Weltkrieg an Roma und Sinti in Europa eingesetzt hat, machte uns Hoffnung, dass beharrliche Aufklärungsarbeit tatsächlich eines Tages dazu beiträgt, die Erinnerung daran was Roma in der ehemaligen Sowjetunion erlebt haben, wach zu halten. Maria Belova wies darauf hin, dass es wichtig sei, Informationen zu sammeln und sie zu systematisieren, z.B. im Gespräch mit den Überlebenden des Zweiten Weltkriegs. Außerdem sei es wichtig, Orte der Massenvernichtung von Roma zu besuchen und an jedem dieser Orte eine Gedenkstätte zu schaffen. *„Meiner Meinung nach ist es wichtig Projekte mit pädagogischem Anspruch zu initiieren, mit dem Ziel über Menschen wie Praskowja Belova und andere Zeitzeugen, mit denen wir im Rahmen des Projekts die Möglichkeit hatten uns zu treffen, zu berichten. Es müsste über sie geschrieben werden und die jüngeren Generationen sollten darüber aufgeklärt werden. Wir sollen die Geschichte der Roma-Völker kennen und uns damit auseinandersetzen, darüber sprechen und es an die Öffentlichkeit bringen. Der Völkermord an Roma während des Zweiten Weltkriegs sollte weltweit anerkannt werden.“* Das Projekt „Der NS-Völkermord an den Roma – verwischte Spuren der Erinnerung entdecken“, bei dem eine Studentengruppe von Roma und Deutschen die Gedenkstätten an Gräbern der Roma in Polen und Russland besuchten, schuf in der Tat einen Präzedenzfall für junge Menschen in Bezug auf die Geschichtsaufarbeitung. Als erste Schritte in dieser Richtung können die von Studenten aufgenommenen Berichte von Zeitzeugen, die die Verfolgung im Zweiten Weltkrieg in den besetzten Gebieten der UdSSR überlebt haben, gewertet werden.

Zeitzeugenberichte

In dem Dorf Aleksandrowskoje nahe Smolensk fand eine Massenerschießungen von Roma statt, 1991 wurde ein Denkmal mit dem Geld von Roma errichtet.

Wladimir Glentschukow:

“Ich war damals gerade drei Jahre alt, weshalb ich mich selbst kaum daran erinnern kann. Aber meine Mutter und Nachbarn, die überlebten, erzählten mir was sich ereignet hat. Es war der 24. April 1942. Das Dorf wurde abgesperrt. Roma wurden aus ihren Häusern vertrieben in eine alte Scheune, wo sie entkleidet wurden und die Deutschen ihnen Ohringe und Schmuck abnahmen. Ob es sich um Roma oder Russen handelte erkannten die Deutschen an der Hautfarbe, war diese weiß, schlossen sie daraus, es sei ein Russe und ließen die Person frei.



Wladimir Glentschukow erzählt
Es wurde eine Grube ausgehoben und etwas Sand auf dem Boden ausgestreut. Daraufhin wurden in kleinen Gruppen von 15-20 Personen die Roma aus der Scheune zur Grube getrieben und erschossen, ausschließlich Roma. Das ganze Dorf war eine Roma-Kolchose in der nur wenige Russen lebten. Sie standen an der Seite und schauten zu. Einigen Roma-Müttern wurden die Kinder weggenommen und direkt in die Grube geworfen. Wenn die Mutter ihrem Kind hinterher sprang, wurde sie nicht erschossen. Es wurden einfach die nächsten herangeführt und erschossen, sodass sie nicht raus kommen konnten und bei lebendigem Leib begraben wurden. Ich war damals drei und auf dem Arm meiner Mutter. Ich habe daran erinnert, dass mein Stiefelchen runtergefallen war und ich froh und weinte. Wir überlebten, weil ein deutscher SS-Offizier mit dem Auto kam. Er ging zu den schon Ausgezogenen und sagte: „Kinder gut, Mama gut, nach Hause!“ Und so gelang es ihm, ein paar Familien zu retten. Danach kamen andere Deutsche und nahmen den SS-Offizier mit. Wo er ist oder wer er ist, weiß ich nicht. Wahrscheinlich gab es unter ihnen auch einfach Menschen. Wir sind danach über den Graben in den Wald gegangen und lebten 30 km von hier entfernt. Erst als die Deutschen vertrieben wurden, kehrten wir wieder zurück“.

Praskowja Belova:

“Während des Krieges lebte ich im Dorf Korenewtschina, nahe Alexandrowska. Bei uns lebten viele Roma, aber es geschah niemandem etwas. Der Vorsitzende der Kolchose war Roma, eine guter Mensch. Er sagte: “Geht nicht woanders hin, weder in die Stadt, noch sonst wohin, sonst werdet ihr erschossen.“ Wie es in Aleksandrowskoje fast allen passierte. Wir lebten in Frieden, und dann, wisst ihr, was die Russen taten? Es waren zwei Polizisten, sie zeigten auf die Roma. Alles wurde ihnen weggenommen. Sie sagten, dass sich die Erde auf dem Grab noch einige Tage bewegt habe, als würde es atmen. Aber sie hätten niemanden retten können, da die Deutschen das Dorf weiterhin absperren und bewachten.



Maria Belova und Praskowja Belova

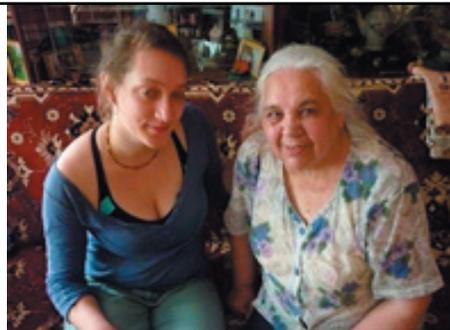
Es gibt offizielle Nachweise vom 21. Oktober 1943 über die Massenvernichtung von Sowjet-bürgern, Roma, durch die deutschen Besatzer im Dorf Alexandrowskoje, das fünf Kilometer von Smolensk entfernt liegt. *“Am 23. April 1942 kamen abends aus der Stadt Smolensk zwei Deutsche Offiziere nach Aleksandrowskoje zu dem Dorfvorsteher und baten ihn, eine Liste der Bewohner der ehemaligen Roma-Kolchose, wie es seit der „Stalin-Verfassung“ hieß, an-zufertigen. Dabei sollten Roma und Russen getrennt und alle Männer, Frauen, ältere Men-schen und Kinder aufgelistet werden. Am 24. April, um 5:00 Uhr kam aus Smolensk ein Straf-kommando von bis zu 400*



Ein Denkmal für die Opfer des Nationalsozialismus

Personen, angeführt von einer Gruppe von Offizieren. Das Dorf Aleksandrowskoje wurde abgesperrt, dann durchsuchte die Gestapo alle Häuser und trieb die halbangezogenen Dorfbewohner, Russen wie Roma zu dem Platz am See. Ein deutscher Offizier, der Russisch sprach, nahm aus seiner Tasche eine Liste der Dorfbewohner, die er von dem Dorfvorsteher bekommen hatte und begann sie einzeln aufzurufen und in Russen und Roma einzuteilen. Die russischen Dorfbewohner wurden nach Hause geschickt und die Roma unter verstärkte Bewachung gestellt. Daraufhin suchte ein Offizier aus der verbliebenen Menschenmenge körperlich starke Männer aus. Sie erhielten Schaufeln, um 400 Meter vom Dorf entfernt zwei Gruben zu graben. Nachdem die Männer weggeschickt worden wa-ren um zu graben, wurden die Frauen, Kinder und älteren Menschen von den Deutschen, die sie mit Gewehrkolben, Stöcken und Peitschen schlugen, ebenfalls dorthin getrieben. Vor der Erschießung wurden die Verurteilten untersucht. Männer und Frauen mussten sich ausziehen und alle die dunkle Haut hatten, wurden erschossen. Die Erschießung wurde folgender-maßen ausgeführt: zuerst wurden die Kinder erschossen, Säuglinge kamen lebend in die Grube, dann wurden die Frauen erschossen. Einige Mütter, die diese grauenvollen Schre-ckensbilder nicht ertrugen, warfen sich ihre lebend in die Grube. Die Männer mussten die Leichen der Hingerichteten begraben, anschließend wurden sie erschossen, kamen in die zweite Grube und wurden von den Deutschen begraben. Alle guten Kleider sowie verschie-dene Wertsachen der Erschossenen nahmen die Deutschen mit nach Smolensk. Insgesamt wurden 176 Personen getötet, davon wurden 143 identifiziert: 62 Frauen, 29 Männer und 52 Kinder. Die 33 weiteren Personen konnten bisher nicht identifiziert werden, aus Mangel an Dokumenten”.

PSKCOW



A. V. Belova (rechts) und D. Faßrinner

Alexandra Belova berichtet:
“Ich war 9 Jahre alt, als der Krieg begann. Als sie begannen Ostrow zu bombardieren, ver-sammelten sich alle Verwandten unserer Roma-Familie und verließen die Stadt, die Deutschen kamen uns jedoch schon entgegen. Wir versteckten uns in einer Scheune, aber sie ha-ben uns gefunden und wir kehrten wieder heim. Damals taten sie den Roma noch nichts. Auf dem Heimweg sahen wir, wie unsere Flugzeuge abgeschossen wurden.

Wir kamen nach Hause und lebten für eine Zeitlang normal weiter, auf unserem eigenen Hof, auf dem man uns in Ruhe ließ. Vater musste aufgrund einer Krankheit nicht an die Front und schon zur Besatzungszeit fand er eine Arbeit als Hausmeister. Dann nahmen die Deut-schen uns unser Haus weg und gaben uns stattdessen ein kleines Haus mit einem Raum, in-dem wir zusammengepfercht lebten. So lebten wir bis 1942, solange, bis wir verhaftet wurden. Mein Vater half damals den Partisanen und versteckte Juden. Ich erinnere mich an ei-nen Abend, als eine schöne junge Frau zu uns kam. Abends wurden Razzien durchgeführt und meine Mutter sagte zu ihr: “Leg dich unter die Decke!“, mir wurde befohlen, mich auf sie zu legen. Mir wurde ein Tuch um den Kopf gebunden, als wäre ich krank. Es klopfte an die Tür und ein Deutscher trat in Begleitung eines Polizisten ein und fragte, ob ein Fremder bei uns wäre. Sie verneinten und antworteten auf mich zeigend: “Unsere Tochter ist krank, möglicherweise Typhus.“ Die Deutschen hatten Angst vor Typhus. Sie sahen sich noch kurz um und gingen dann schnell raus. Vater bat die Frau, sich umzuziehen und fuhr sie weg. Vater hatte offenbar jemand verraten, er wurde verhaftet und kam ins Gefängnis, aus dem man ihn allerdings wieder freiließ. Später kamen mitten in der Nacht lokale Polizisten, junge Männer, und mit ihnen ein Deutscher. Sie befahlen uns, warme Kleidung und Essen mit zu-nehmen. Im Gefängnis trafen wir alle unsere Verwandten. Man pferchte uns in eine Zelle – Alte, Junge und Säuglinge. Am Morgen schickten sie uns raus und luden uns alle in ein Auto. Man brachte uns nach Moglino. Dort stellte sich heraus, dass aus den umliegenden Dörfern längst alle hergebracht worden waren und erschossen wurden. Wären wir früher dorthin gebracht worden, hätte uns das gleiche Schicksal ereilt, aber unser Bürgermeister hatte uns gerettet. Wir hatten doch alle hart gearbeitet und nichts Falsches getan. Viele unserer nahen Verwandten wurden dort erschossen: mein Onkel, meine Tante, eine schwangere Nichte, die in ein anderes Dorf verheiratet worden war. Als in Moglino die Reihe an uns kam erschossen zu werden, wurde der Erschießungsbefehl aufgehoben. Von wem weiß ich bis heute nicht. Danach brachte man uns nach Salaspils. Dort hinter dem Stacheldraht war das Konzentrationslager

– die Häftlinge waren Kriegsgefange-ne, Roma und Russen. Wir kamen in eine Baracke: Frauen und Kinder in eine andere als die Männer. Vater sah ich aus dem Fenster unserer Baracke zum letzten Mal, er trug bereits die gestreifte Häftlingskleidung und schleppte gemeinsam mit anderen Männern etwas Schwe-res auf einer Trage. Wir stürzten alle zu den Fenstern, um unsere Lieben zu sehen. Dann be-gannen die Deutschen, alle unter 16-jährigen von ihren Müttern zu trennen. Sogar Säuglinge wurden mitgenommen. Die Frauen weinten, schrien und warfen sich den Deutschen entgegen. Meine Mutter fasste mich fest an den Schultern und führte mich zu ihnen, als sie mei-nen Namen nannten. Sie führten uns nicht weit weg von der Baracke der Frauen und wir versuchten zurück zu laufen. Die Mütter schauten durchs Fenster und riefen ihre Kinder, aber sie ließen uns nicht durch, fingen uns und trieben uns zurück in unsere Baracke. In der einen Baracke weinten und schrien die Kinder bis zur Ohnmacht, in der anderen die Mütter. Um all dem ein Ende zu setzen, beschlossen die Deutschen die Kinder aus dem Lager zu schaffen, weiter weg von ihren Müttern. Allerdings erkrankten einige Kinder, darunter auch ich, an Typhus. Worauf sie uns dort ließen und unseren Müttern erlaubten, uns zu besuchen. Ich lag krank mit hohem Fieber da und konnte nichts essen. Ich versteckte ein Stück Brot un-ter meinem Kopfkissen und gab es meiner Mutter, als sie kam. Danach erzählte mir meine Mutter, dass die Ärztin als sie rausgingen fragte, ob sie etwas von den Kindern bekommen hätten. Mama gab zu, dass sie von mir ein Stück Brot genommen hatte, wie sich herausstell-te war dies auch bei den anderen Müttern der Fall. Die Ärztin verriet die Frauen jedoch nicht und sie durften das Brot mitnehmen. Danach wurden wir ins Krankenhaus verlegt, gelegent-lich kam jemand um zu sehen, wer gestorben war und wer noch lebt. Ich verlor das Bewusst-sein, aber als sie kamen, öffnete ich meine Augen und ich wurde auf die Station für Gene-sende verlegt. Nach ungefähr einem halben Jahr wurde über die Hälfte aller Kinder in das Lager Tuchengen, in der Nähe der Stadt Lodz in Polen, deportiert. Wir mussten arbeiten: Kartoffeln, Rote Bete und Steckrüben schälen. Uns ging es schlecht und wir waren so schwach, dass wir beim Ar-beiten auf dem Feld nicht selten einfach in eine Furche fielen. Einmal ging es mir wieder so und als ich fiel, hatte eine Frau Mitleid mit mir. Sie war eine unserer Erzieherinnen, deren eigene Kinder unter uns waren. Sie sorgte dafür, dass ich in eine Fabrik wechseln durfte, um Maschinen zu überwachen. Wir kamen allerdings nicht hin-terher, wir waren ja noch Kinder von höchstens zwölf Jahren. Nachdem meiner Freundin und mir ein Faden bei der Web-maschine riss, wurde behauptet, wir hätten das vorsätzlich ge-macht. Man brachte uns ins Lager, zwischen gleichaltrige Mädchen und Jungen wurde eine Bank gestellt und wir wurden ausgepeitscht. Dann wurde einem Jun-gen die Peitsche gege-ben, um mich auszupeitschen, er war mein Cousin und sagte: „Sie gehört zu mir“. Er weiger-te sich, mich zu schlagen, wofür er bestraft wurde. Die Peitsche wurde einem anderen Jun-gen gegeben, der mich auspeitschte. Ich habe heute noch eine Narbe am Bein davon. An die-sem Tag wurde bekamen wir weder Mittag- noch Abendessen, dafür brachten uns Ver-wandte ein Stück Brot. Es ist schwer, sich an all das zu erinnern. Wir waren bis Januar 1945 in Salaspils. Unsere Armee rückte schon an und

die Deutschen beschlossen, uns umzubringen. Sie sperrten uns ein und schleppten ein Ben-zinfass zu unserer Baracke, als plötzlich ein Bombena-ngriff begann und sie erschrocken da-vonführten. Was mit uns geschah inter-essierte sie nicht mehr. Die älteren unserer Junges stiegen aus dem Fenster und rollten das Fass weg. Dann öffneten sie die Tore und unsere Erzieher halfen uns raus. Wir fanden ein leer stehendes Haus, indem wir unterkamen. Wir wohnten einige Tage in diesem Haus und schliefen dicht aneinanderge-drängt, bis unsere Truppen kamen. Wir bekamen Essen, Kleider und lebten noch einige Zeit in unserem Lager. Dann wurden wir über Warschau nach Kiew in ein Waisenhaus gebracht. Von dort aus fuh-ren wir in verschiedene Hospitäler, wo wir für die Verwundeten tanzten und sangen. Bis un-sere Verwandten uns wieder fanden, uns abholten und mit nach Hause nahmen.“

Olga Belova:

“Die Deutschen kamen im Jahre 1942 nach Ostrow. Ich war 13 Jahre alt, meine Schwester 11 und ich wir hatten noch zwei jüngere Geschwister, einen Bruder und eine Schwester. Heute gibt es niemand mehr hier, der sich noch an damals erinnert. Hier sind die ältesten überle-benden meine Schwester und ich, wir sind über 80. Alle Roma von Ostrow waren betroffen, sie wurden alle von den Deutschen mitgenommen. Die Deutschen gingen von Wohnung zu Wohnung und nichts durfte man



Olga Alexandrowna Belova

mitnehmen, wenn sie einen holten. Meine Schwester, sie war damals noch ke-ine drei Jahre alt, wollte ihre Puppe mitnehmen. Ein Deutscher sagte: „Nimm!“, woraufhin ein Polizist sofort brüllte „Wage es nicht!“. Die Juden wurden auch mit-genommen, allerdings wurden sie in der Regel sofort erschossen. über uns wohnte ein Arzt, der König, als sie ihn mitnahmen, brachen sie ihm beide Hände und erschossen seine ganze Familie. Mit den Juden gingen sie noch grausamer um, im Vergleich dazu wurden die Roma noch mehr oder weniger gut behandelt. Zunächst brachten sie uns ins Gefängnis, wo wir für drei Tage festgehalten wurden. Die Schwester meiner Mutter war mit einem Grenz-soldaten verheiratet und hatte ihr kleines sechs Monate altes Mädchen auf dem Arm. Da fanden sie bei ihr ein Foto ihres Mannes in Uniform und man schlug sie, 25 Peitschenhiebe lautete die Anordnung. Wir standen alle dane-ben und schauten zu und mussten es ertragen. Sie weinte nicht einmal, nur ganz rot wurde sie und begann zu zittern, ihre Kraft reichte kaum mehr aus, das Kind zu halten. Dann wurden wir in dreckigen, stinkenden Viehwagen nach Moglino gebracht. Uns wurde direkt gesagt, dass es zur Erschießung geht. Nicht die Deutschen, son-dern Spitzel, wir nennen sie „Ekaschniki“, unsere russischen, übergelaufenen Verräter, Hilfs-polizisten. Sie gehörten

der lokalen Bevölkerung an und es kamen viele von ihnen. Die „Ekaschniks“ sind schlimmer als die Deutschen. Man hatte uns schon zur Erschießung aufgestellt, Frauen und Männer getrennt. Als plötzlich ein Deutscher läuft ein Deutscher auf uns zu und ruft: „Erschießungsbefehl aufgehoben“. Wir stehen da, neben dem Grab, im Grab lagen alle durcheinander: die Erschossenen und auch Menschen, die noch am Leben waren, oder die nur verwundet waren. Das Grab bebte geradezu vor Lebenden, die darin waren, sie umzu-bringen reichte die Zeit nicht. Und in derselben Nacht pferchte man uns wieder in Viehwa-gen. Die Wächter stießen uns wie Hunde hinein. Alle Roma kamen in das Straflager in Salaspils. Wir kamen an und wurden alle wie Tiere in eine Baracke gepfercht, über 100 Leute. Es gab keine Luft zum atmen. Die Pritschen reichten bis zur Decke, wir schliefen der Reihe nach auf ihnen, jeder drei bis vier Stunden. Erst schlief Mama an wenig, danach legte ich mich hin und dann meine kleine Schwester. Wenn wir nicht schliefen, standen wir, manchmal saßen wir auch. Alte Frauen hatten Ikonen und kannten Gebete. Wir beteten für unsere Eltern und für unsere Männer. In der Baracke gab es auch Russen, aber nur wenige, die meisten waren Juden oder Roma. Männer und Frauen waren voneinander getrennt. Dort mussten wir auch unser Geschäft verrichten, danach wurde der Kübel hinausgetragen: er war groß wie ein Tisch, aber tief und an einer Eisenstange befestigt. Bis zwei befohlen wur-de: „Raus mit dem Kübel“. Woraufhin die zwei den Kübel auf die Schultern nahmen und hin-aus trugen. Ich glaube, was wir erlebt haben, davon träumt man noch nicht einmal im Alb-traum. Morgens mussten wir um 8:00 Uhr aufstehen. In der Baracke stand eine Tonne in der Größe eines Menschen mit dem schlechtesten Kaffee darin. Er bestand einfach aus unge-kochtem kaltem Wasser, in das irgendetwas hinein gerührt wurde und einer Packung Salz. Man ging also hin und holte sich diesen Kaffee und etwas Brot: das war das Frühstück. Später dann eine Schleimsuppe, in der vielleicht ein Körnchen schwamm: das war das Mittagessen. Auch das war stark gesalzen. Danach saßen wir hungrig da. Wenn man sein Frühstück gleich aufge-gessen hat, gab's nichts mehr. Das war das Essen für den ganzen Tag. Dazu mussten wir immer arbeiten, ob man konnte oder nicht. Es gab dort eine gewisse Selma, die Aufseherin, die alle mit Knüppeln geschlagen hat, auch alte Menschen, eigentlich alle. Sie hat uns schikaniert, sie war eine solche Bestie, in der Hölle soll sie schmoren. Sie war die Vorgesetzte mit der höchsten Position im Lager. Nach dem Krieg bekam sie zehn Jahre mit strengen Haftbedingungen, schon unter der sowjetischen Regierung. Damals wurden wir be-straft. Es gab eine alte Frau, sie hat ohne Erlaubnis Kaffee geholt. Dafür musste sie dann mit einem Besen in der Hand einen ganzen Tag lang stehen, ohne sich zu bewegen. Das wurde überwacht. In Salaspils arbeiteten wir Tag und Nacht, auch die Kinder, wir flochten Schuhe aus Stroh. Dabei rieben wir uns die Hände wund bis sie bluteten. Die Aufseher standen da und sahen zu. Und wir durften nicht schlafen. Kaum schlief man ein, hieß es: aufstehen, auf-wachen, sonst bekam man mit dem Knüppel eins auf die Schulter oder den Kopf. So saßen wir zwölf Stunden, dann durften wir kurz schlafen. Wehe, wenn jemand während der Arbeit einnickte, gab es sofort Knüppelschläge auf die Schulter, den Kopf und den Rücken. Erwach-sene wurden noch mehr gequält, richtig zusammenges-chlagen. Mit Häftlingen anderer Baracken durften wir nichts zu tun haben, das war nicht erlaubt. Auch die Bewohner einer Baracke mussten einzeln zur Arbeit gehen. Die Baracken waren nummeriert, die Kleidung war nummeriert. Irgendwann wurden die kleinen Kinder weggebracht und in eine andere Baracke gesteckt. Me-

ine Mama oder ich (ich war die älteste) durften meine kleine Schwester eine halbe Stunde in der Kinderbaracke besuchen. Meine Schwester hatte keinen Appetit. Sie hat die Brotkranten nicht aufge-gessen und sie im Höschen versteckt. Wenn Mama sie besuchte, gab sie ihr diese Brotstückchen. Beim rausgehen wurde Mama durchsucht. Am Ausgang stand eine der unsrigen, eine Russin. Mama hat ihr die Brotstücke gezeigt und erklärt: „sie sind doch von meiner Tochter, von meiner kleinen Walja.“ Dann wurden die Kleinkinder weggebracht, sogar Säuglinge. Frauen, die schwanger deportiert worden sind, haben dort ihre Kinder bekommen. Ihnen wurden die Kinder weggenommen. In unserer Baracke wurden zwei Mütter erschossen. Kurz nach der Geburt, nahm man ihnen die Kinder weg und sie wurden erschossen. Der Schwester meiner Mama, die mit 25 Peitschenhieben bestraft worden war, wurde ein sechs Monate altes Baby weggenommen. Darüber ist sie verrückt geworden. Ihr war nur die Decke ihres kleinen Mädchens geblieben, mit dieser Decke auf dem Arm ging sie, als wäre es ein Kind, in der Baracke umher und weinte. Dann bekam ich Typhus und kam ins Krankenhaus. Dort gab es eine Ärztin aus Ostrow, sie hieß Serebrennikowa, Gott schütze sie, wenn sie noch lebt. Sie kannte uns, wir waren Nachbarn gewesen. Sie lief durch das Krankenhaus, und hinter ihr ging ein deutscher Arzt. Er gab jedem, der Fieber hatte eine Pille, nach der der Kranke sofort starb. Sie lief ihm voraus und warnte alle: „Leg das Thermometer auf das Hemd, so dass es keine hohe Temperatur anzeigt“. Auf alte Menschen wurden gar nicht erst geachtet, sie bekamen alle diese Tabletten. Der Ärztin ist es auch gelungen, die Schwester meiner Mama zu warnen und obwohl sie auch Typhus hatte, überlebte sie. In Salaspils war es schrecklich, es wurden viele erschossen, das heißt, nicht sofort erschossen, sondern erst gequält und geschlagen. Es gab dort einen regelrechten Berg von Menschen, hoch wie ein Haus, und sie riefen alle um Hilfe, aber keiner durfte sich ihnen nähern. Sogar wenn meine Mama oder meine Schwester darunter gewesen wären, hätte ich ihnen nicht helfen können. Ungefähr fünf Monate lang haben wir so gelebt. Danach wurden diejenigen, die nach Salaspils noch am Leben waren oder nicht erschossen worden waren, nach Polen gebracht, nach Tuchengen. Litzmannstadt (Lodsch). Dort gab es auch ein großes Lager. Hier gab es viele verschiedene Menschen. Wir Roma baten, dass man uns in einer Baracke unterbringt, um beieinander zu sein. Manchmal trafen wir auf gute Polen: sie ließen uns raus, so dass wir um Brot betteln konnten und Kleider bekamen. Wenn wir raus durften, gingen wir dahin, wo Menschen lebten und baten um ein Stückchen Brot oder ein Stückchen Seife. Und wir zerschnitten die Seife in mehrere Teile, um wenigstens Gesicht und Hände waschen zu können, weil wir es nicht mehr aushielten... Manchmal wurden wir auch wegen jeder Kleinigkeit zusammengeschlagen und bekamen nur ein kleines Stückchen Brot für den ganzen Tag. Wir wurden zum Arbeiten gezwungen, an der Eisenbahn, uns wurden Hacken ausgeteilt. Es war so fürchtbar anstrengend... Einmal ging Mama aus dem Gebäude, weil ihr schwindelig wurde. Ein kräftiger Litauer mit einem Stock wie eine Keule, wollte sie schlagen. Er dachte, dass sie fliehen wollte. Meine Schwester und ich liefen schnell zu ihm und sagten: „Sie wollte gar nicht fliehen, sie ist einfach nur erschöpft. Wie könnte sie denn fliehen, wenn wir doch hier sind, ihre Töchter?“ Wir fielen vor ihm auf die Knie. Daraufhin schubste er sie nur und sagte: „Gut, du kannst gehen.“ Von Polen aus wurden wir nach Deutschland, auch in ein KZ, gebracht. Wir haben dort gearbeitet, Sand geschleppt... Und dann, nach der Befreiung, waren wir in einem amerikanischen Lager. Dort gründeten wir ein

Roma-Ensemble, und die Amerikaner haben uns unterstützt und gaben uns Stoff für Zigeunerblusen. Sie haben uns nach Frankreich geschickt, wo wir auftreten durften. Es war wohl schon 1946. Ich war etwa 17 Jahre alt. Der Krieg war vorbei. Wir waren in Ver-sailles. Dort bekamen wir gutes Essen. Es gab dort Gärten und wir durften so viel nehmen wie wir wollten. Erst später haben uns die Amerikaner wieder in die Heimat geschickt. Wir sind 1947 mit dem Zug nach Russland zurückgekommen. Unser Haus in Ostrow war nieder-gebrannt. Wir gingen nach Petschory. Dort lebten alle Rückkehrer in einem Haus, bis alle Wohnungen bekommen haben. Mit meiner kleinen Schwester ist folgendes passiert: In Salaspils wurden uns alle Kinder weggenommen. Wir wussten nicht einmal, wo sie hin ge-bracht hatte. Als der Krieg zu Ende war, haben wir erfahren, dass man sie alle nach Kiew ge-bracht hatte. Unsere Mama suchte meine kleine Schwester überall. Als sie hörte, dass man eine Walentina Aleksandrowna Iwanowa ausfindig gemacht hatte, die in Ostrow geboren war und sogar das Geburtsjahr übereinstimmte, verkaufte sie alles und reiste dorthin. Aber man zeigte ihr ein russisches Mädchen. Mama hat schrecklich gelitten. Irgendwann hat uns meine kleine Schwester selbst gefunden. Sie hat erzählt, dass sie und ihre Cousine auf dem Weg nach Polen, irgendwo bei Brest, aus dem Wagen rausgeworfen wurden. Sie versteckten sich in einem Schuppen und waren kurz davor zu sterben, als die Besitzerin des Schuppens sah, dass sich etwas im Schuppen bewegte. Sie näherte sich und sagte: „Ich werde euch auf-nehmen und wieder gesund pflegen“. Die Frau brachte gebackene Kartoffeln aus dem Haus, legte sie in kleinen Stückchen hin, bis die Mädchen wieder gesund waren. Ja, da sehen sie es: „ärzte haben keine Ahnung, dafür wissen alte Menschen was zu tun ist“. Die Frau adoptierte die beiden Mädchen. Als der Krieg zu Ende war, sagte unsere Cousine zu meiner Schwester: „Lass uns deine Mama suchen, ich kann mich an sie und an deinen Bruder Mischa erinnern“. Sie machten sich auf die Suche und fanden uns. Mama und ich wollten sie abholen, aber sie blieben bei der Frau.“



N. N. Suchowski mit den Reiseteilnehmern

Nikolaj Nikolajewitsch Sukhowski:
“Ich war 12 Jahre alt, als ich nach Salaspils und von dort aus nach Lodsch deportiert wurde. Die ganze Familie wurde mitten in der Nacht abgeholt und in das Vernichtungslager ge-bracht. Es war schrecklich dort: 500-Meter-lange Baracken, dreistöckige Pritschen und sehr viele Menschen. Wir Kinder bekamen ziemlich gutes Essen, aber ich habe auch andere Kin-der gesehen, die ein Serum bekamen, von dem sie stark abnahmen und starben. Aus dem Lager in Lodsch hat uns Marschall Shukow persönlich befreit, ich habe ihn selbst gesehen”.

Ljubow Stepanowna Romanowa, eine Einheimische aus Nejelowo, unweit von Moglino, zeig-te uns die Stelle, an dem sich das Massengrab befand – der Ort, an dem Roma getötet und begraben worden waren. Jetzt gibt es dort nur einen bemoosten Stein, Büsche und Gras. Nichts erinnert an die schreckliche Tragödie. Später wurden die Überreste der erschossenen Roma in das Massengrab der sowjetischen Soldaten, die im Umkreis gefallen waren, umgebettet.



*“Hier war es. Der Friedhof und das Massengrab. Ich weiß es aus Erzählungen. Ich war fünf Jahre alt, als der Krieg ausbrach. Die Erschießungen fanden hier statt. Die Einheimischen haben es uns gezeigt. Es wurde eine Grube gegraben, in die auch noch lebende, oder ange-schossene Menschen geworfen wurden. Die Grube wurde mit Panzern eingewalzt. Hier standen auch Baracken und in der Nähe gab es eine Schule. Ich habe gehört, dass die Kinder zuerst in der Schule, wie in einem Gefängnis festgehalten wurden. Danach wurden sie entweder zu der Grube gebracht oder in Lager deportiert. Ich erinnere mich, wie ich 1941, als ich fünf war, zu meiner Patentante kam. Ljubow Stepanowna Romanowa:
*“Sie hat im Herbst in der Dreschscheune Rog-**



Ljubow Stepanowna Romanowa.

gen gedroschen. Tagsüber kam ein Partisane zu ihr, der Stricke drehte oder Körbe flocht. Meine Tante buk Brot, nachts kam er und holte es für die Partisaneneinheit. Am Tag kam er wieder, auf dem Weg hörte er sich um, was in Komarowo los war. Eines Tages fuhr ein Auto vor. Meine Tante wurde direkt aus der Dresch-scheune geholt und unbekleidet, barfußig, in den Sachen, die sie gerade anhatte, mitgenommen. Gut, dass die Deutschen gerne Eier, Speck und Honig aßen, so konnten die Verwandten sie freikaufen und sie überlebte. Einer aus dem Dorf hatte sie verraten. Nach dem Krieg hab ich sie gefragt: „Patentante, warum hast du ihn dafür nicht bestraft? Er lebt ja noch.“ Sie antwortete: „Lass ihn doch leben.“ Un-sereiner verzeiht immer. Nach dem Krieg wurden wir Schüler am Tag des Sieges über die Deutschen immer hierher gebracht. Hier wurden wir zu den Jungpionieren aufgenommen. Partisanen, Juden und Roma lagen hier be-graben, alles Sow-jetbürger. Juden und Roma gehören doch auch zu uns. Dann wurden die Gebeine aus dem Massengrab der erschossenen Roma umgebettet. Drüben am Café steht ein Denkmal, hier liegen sie begraben. Unsere Eltern gruben den Friedhof um etwa zwischen 1945 und 1946. Sie sammelten auch Überreste der Soldaten und der Zivilbevölkerung, die während des Krieges umkamen. Meine Mama hat auch mit begraben. Hier wurden sowohl Roma, als auch Juden, Partisanen und sow-jetische Gefangene erschossen. Ein Denkmal wur-de später errichtet, als meine Kinder hier zur Schule gingen. Früher kamen Kinder aus der Schule in Nejelowo zum Aufräumen. Heute wird das Grab von den Mitarbeitern des Cafés gepflegt“



Das Antidiskriminierungszentrum Memorial dankt:

Ute Weinmann und der Organisation „Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.“ für die Hil-fe bei der Umsetz-ung des Projekts und für den langjährigen Einsatz von Freiwilligen bei der Arbeit des Antidiskriminierungszentrum Memorial;
 Romani Rose und dem Dokumentations- und Kulturzentrum deutscher Sinti und Roma (Hei-delberg) für die Hilfe bei der Um-setzung des Projekts;
 der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung, Zukunft“, die das Pro-jekt unterstützte;
 Nikolaj Bessonow, Historiker und Forscher der Kultur der Sinti und Roma (Moskau), für die Zusammenarbeit;
 Natalia Schkurenok, Journalistin der Zeitung „Nowaja gaseta“ (St. Petersburg), für die Aufar-beitung des Roma-Holocausts in den Medien;
 allen Zeugen der Tragödie der Roma, die sich an die Vergan-genheit erinnerten, von den Kriegsjahren erzählten und ihren Schmerz und ihre Erinnerungen mit uns teilten.